

# Brüdergemeine im Sozialismus. | Erfahrungen aus 40 Jahren<sup>1</sup>

*Theodor Gill, Herrnhut*

Brüdergemeine im Sozialismus, das ist ein Thema nicht nur für einen Vortrag, sondern für eine Tagungswoche oder für eine mehrjährige Studienarbeit. Im Sozialismus haben Brüdergemeinen in der DDR gelebt, aber auch in der CSSR, in einer anderen Spielart des Sozialismus auch im sandinistischen Nicaragua, und wieder anders in Tanzania mit dem Ujamaa-Experiment. Es gab, wenn auch verboten, Brüdergemeine im Baltikum. In stets zunehmender Zahl wurden die Losungen in sozialistischen Ländern herausgegeben, mit je eigenen Erfahrungen mit den staatlichen Behörden im Lande.

Aber nicht nur geographisch, sondern auch thematisch ist es ein weites Feld. Unser Distrikt Herrnhut war zwar im Gesamtrahmen der Kirchen ein sehr kleines, ziemlich überschaubares Gebilde, aber die Erfahrungen waren auch in unserm kleinen Häuflein sehr komplex, vieles kann man nicht verallgemeinern. Ob von 1950 oder 1980 zu berichten ist, ob aus dem Gesichtswinkel eines Betriebsleiters oder einer Schülerin, einer Gemeindehelferin oder eines Wehrpflichtigen, aus der brüderischen Diakonie oder einem Wirtschaftsbetrieb – das ist sehr unterschiedlich erlebt worden.

Unmöglich, hier jeden Bereich auch nur zu nennen, geschweige denn Besonderheiten herauszuarbeiten. Wenn der Untertitel lautet: Erfahrungen aus 40 Jahren, dann sind vor allem meine persönlichen Erfahrungen gemeint. Erwähnen möchte ich, daß ich zwar aus der sowjetischen Zone kam, aber die beiden ersten Jahre der DDR nicht von innen erlebt habe, sondern als Student in Basel und Westberlin. Das Leben in der Schweiz, einer vom Krieg verschonten klassischen Demokratie, und in der damals noch nach allen Seiten offenen Viersektorenstadt Berlin kennenzulernen, hat mir für den geistigen, nicht nur politischen Horizont viel bedeutet.

Für diesen Vortrag bestünde die Möglichkeit einer chronologischen Gliederung, z.B. eine Dreiteilung in die Zeit bis zum Bau der Berliner Mauer, dann die mittleren Jahre der größten Abgrenzung der DDR bis etwa zur Helsinki-Konferenz 1975 und den dritten Abschnitt mit den größten außenpolitischen

---

1 Als Vortrag gehalten bei der Jahresversammlung des Vereins für Geschichte und Gegenwartfragen der Brüdergemeine am 24. September 1999.

Erfolgen der DDR, mit äußerer Machtentfaltung und gleichzeitig wirtschaftlichem Abstieg und innerer Aushöhlung des ganzen Systems.

Ich möchte es anders versuchen, nämlich thematisch mit drei großen Bereichen:

1. Die Nation. Wie verstanden wir uns im neuen Deutschland des »realen Sozialismus« und gegenüber dem anderen Teil unseres Landes?
2. Die Ideologie. Was bedeutete es für uns, in einem Staat zu leben, der sich von einer Weltanschauung her definierte?
3. Die Kirche. Wie haben wir Gemeinde Jesu Christi und speziell unsere kleine Kirche in diesem Land erlebt?

Dies kann und soll nicht allgemein und abstrakt entfaltet, sondern von eigenen Erfahrungen her erzählt und an Beispielen erläutert werden.

## 1. Die Nation

Wir waren Bürger eines deutschen Teilstaates. Uns, die wir als Kinder noch auf das mächtige Deutschland eingeschworen waren und Briefmarken mit der Landesbezeichnung »Großdeutsches Reich« gesammelt hatten, war es klar, daß wir jetzt in einem provisorischen, kleinen Staat lebten. Erst allmählich, bei den Jüngeren zuerst, die Westdeutschland nie aus eigener Anschauung erleben konnten, verblaßte das Bewußtsein, zu einer größeren Nation zu gehören. Vor allem in den 50er Jahren war auch in der offiziellen Politik der DDR noch lange Zeit die Wiederherstellung der Einheit Deutschlands ein ständiges Thema. Ich besinne mich gut, daß wir in Herrnhut in Singstunde oder Predigtversammlung sehr oft um die Wiedervereinigung unseres Vaterlandes gebetet haben. Zwar war seit 1947 die organisatorische Teilung unserer Europäisch-Festländischen Unitätsprovinz in die Distrikte Bad Boll und Herrnhut vorgenommen worden. Aber wo immer möglich, wurden Kontakte aufrechterhalten oder geknüpft.

Zu den Distriktssynoden war ein offizieller Gast von der anderen Seite eine Selbstverständlichkeit. Im Bad Boller Synodalbericht von 1959 heißt es:

»Zum Schluß dankte Br.Vogt in bewegenden Worten für die herzliche Zusammenarbeit zwischen den Behörden in Herrnhut und Bad Boll. Darin beweist und bewährt sich der gemeinsame Grund, auf dem wir dort und hier stehen. Br.Motel dankte für dieses Wort und dafür, daß er und die Brüder in Bad Boll, die sich als Platzhalter Herrnhuts wissen, von dort und den Vätern, mit denen sie besonders verbunden sind, lernen dürfen.«

Und im gleichen Jahr bei der Synode in Herrnhut sagte der Gast aus Bad Boll, Br. Wunderling:

»'Hüben' und 'drüben' sind für uns keine bindenden Begriffe. Wir können sie nur in Anführungszeichen gebrauchen und dürfen die Realität der Trennung von Ost und West nur insoweit anerkennen, als sie nicht auch eine innere Zertrennung bedeutet.«

Wir jüngeren Gemeindendiener hatten vielfach aus unserer Studentenzeit Verbindung untereinander, nicht zuletzt durch die Ferienkurse, in denen wir um 1950 mehrfach aus Ost und West für jeweils mehrere Wochen zusammenkamen. Im Jahre 1957 trafen sich etwa zwanzig Teilnehmer in Hohensolms in Hessen, inzwischen im Gemein- oder Schuldienst stehend. Wir nahmen uns acht Tage Zeit, um über Fragen unseres Dienstes, über gesamtkirchliche und auch über politische Fragen zu sprechen. Ich hatte ein Thesenpapier zur Diskussion mitgebracht. Aus ihm zitiere ich:

1. Wir sind im Osten und Westen im Grunde in der gleichen Lage: als Diener Christi in der Welt, die ohne Gott leben will.

13. Als besondere Aufgabe für den Diener Christi im Osten ergibt sich daraus: mit freimütigem Wort, seelsorgerlicher Hilfe oder im stellvertretenden Leiden (dies letzte mit allem Vorbehalt gesagt!) einzustehen für alle, die unter dem Druck eines totalen Staates innere Not leiden.

15. Die Wiedervereinigung Deutschlands muß bis zu ihrer Verwirklichung Hauptziel der Innenpolitik in beiden Teilen Deutschlands sein.

16. Wir können zur Wiedervereinigung beitragen durch unser Gebet und durch eine innere Vorbereitung.

17. Zu solcher Vorbereitung gehört:

a) gegenseitiges Kennenlernen und Besuchen,

b) Bemühung um Korrektur falscher Vorstellungen bei uns selbst und andern,

c) in Demut lernen, Deutscher zu sein.

Als 1961 die Mauer um Westberlin gezogen wurde, wurde uns klar, daß die Spaltung Deutschlands nicht in absehbarer Zeit zu überwinden war. Von beiden Seiten versuchten wir aber, die Möglichkeiten auszuschöpfen, die es für Begegnungen und Information gab. Wir konnten nicht mehr nach Westdeutschland reisen. Aber viele Geschwister aus dem Westen haben in den Jahrzehnten der Trennung durch Besuche, Briefe und Gaben unermüdlich das Ihre getan, um die Verbindung lebendig zu erhalten.

Dazu gehörten auch junge Leute. Sobald es für Berlin eine Passierscheinregelung gab, begannen die Silvesterrüstzeiten im Ostteil der Stadt. Die Westteilnehmer mußten sich jeden Morgen im sog. Tränenpalast im Bahnhof Friedrichstraße in der Schlange anstellen, um zum Tagungsort zu gelangen. Nach dem gemeinsamen Tagesprogramm im Osten hatten sie sich vor Mitternacht – wieder am Grenzübergang – einzufinden und abzumelden. Diese Begegnungen an der Nahtstelle der beiden Machtblöcke waren wichtig für das gegenseitige Kennenlernen und Verstehen der jungen Generation in der Brüdergemeinde, wenn es natürlich auch nur ein Bruchteil war, der daran teilnahm. 1962 habe ich für die Silvesterfreizeit, die unter dem Thema »Gebet und Gesellschaft« stand, die Hohensolms' Thesen noch einmal hervorgeholt und bearbeitet. Einige ließ ich unverändert, z.B.

»9. Politik kann zwar von Christen in Verantwortung vor ihrem Herrn getrieben werden; es gibt aber keine christliche Politik und keine christlichen Parteien.«

Aber die Wiedervereinigung kam nicht mehr vor. Statt dessen hieß es nun u.a.:

»5. Wichtiger als der Ost-West-Gegensatz ist heute die Bewährung oder das Versagen der reichen Völker gegenüber den armen.

10. Atomare und ideologische Abschreckung verhindern gegenwärtig den Krieg, aber auch den Frieden. 'Mit der Bombe leben' und 'mit der Mauer leben' sind Notlösungen, aber keine Dauerlösungen.«

Die Dauer der Mauer war viel länger, als wir damals dachten. In den 70er Jahren gab es kleine Erleichterungen. Rentner aus der DDR, Dienstreisende und ab und zu auch 'Normalbürger' durften zu bestimmten Gelegenheiten nach dem Westen reisen.

Die Brüdergemeinde war mit den anderen evangelischen Kirchen im Lande in vielfältiger Weise verbunden. Von der Gründung der EKD an waren wir dieser durch Vertrag angegliedert (nicht eingegliedert). Das bedeutete für die Verantwortlichen, daß sie oft nach Berlin zu reisen hatten, weil vieles nur persönlich zu regeln war. Ich weiß noch, daß in den 50er Jahren die Brüder der Direktion ziemlich oft mit dem Früh-Eilzug um 3 von Herrnhut nach Berlin fuhren, um 8 bei Meyers in Neukölln frühstückten und dann zu ihren Besorgungen und Gesprächen in der Stadt weiterfuhren. Die Dienststellen der EKD, der Diakonie, der kirchlichen Land- und Forstwirtschaft, später auch des Staatssekretärs für Kirchenfragen waren wichtige Anlaufpunkte.

Auf gesamtdeutscher Ebene zu handeln wurde nach der Abschottung der DDR immer schwerer. Sollte man die organisatorische Einheit der EKD festhalten auch um den Preis, daß die Handlungsfähigkeit der Kirchen in der DDR gelähmt wurde, weil der Staat mit einer »NATO-Kirche« nicht mehr verhandelte? 1967 tagten in gleichzeitigen Sitzungen in Fürstenwalde und Berlin-Spandau zwei Teilsynoden der EKD. Es kam darauf an, die Ergebnisse so gut wie möglich aufeinander abzustimmen. Als Kurier zwischen beiden fungierte unser Bruder Wilfried Merian. Weil er Schweizer Bürger war, konnte er ziemlich unbehelligt über die Grenze. Als Verantwortlicher für kircheneigene Landwirtschaft, auch über die Brüder-Unität hinaus, war er in viele Einzelheiten der EKD-Problematik eingeweiht. 1967 wurde noch einmal die Einheit der EKD auch organisatorisch gewahrt. Zwei Jahre später war nicht mehr zu umgehen, daß der Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR (BEK) mit seinen acht Landeskirchen ins Leben gerufen wurde. Es ging u.a. darum, dem Staat gegenüber möglichst mit einer Stimme sprechen zu können. Auf der nächsten Bundessynode in Potsdam wurde der Distrikt Herrnhut der Brüder-Unität dem Bund angegliedert in gleicher Weise wie bisher der EKD. Ziemlich zur gleichen Zeit wurde ich in die Direktion gewählt.

In den dann folgenden 20 Jahren hat sich die Mitarbeit im Bund für uns in vielerlei Weise bewährt. Das Haus in der Auguststraße in Berlin-Mitte hat wohl fast in jeder Woche Besucher aus der Brüdergemeinde gesehen, die in einem der Büros zu tun hatten. Dort gab es auch ein Postfach »Herrnhut«, wo man Briefe abholen konnte, die dann garantiert nicht von Unbefugten unterwegs geöffnet

wurden. In der Verfassung des BEK war der Satz von der »besonderen Gemeinschaft der ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland« verankert. Wegen dieses Satzes hat der DDR-Staat noch lange mit dem Kirchenbund gehadert. Doch hat »die Auguststraße« gerade diesen Satz mit Leben erfüllt. Übrigens hatte unser Synodaler Br. Hans-Georg Hafa, Oberkirchenrat in der Verwaltung der EKU, sein Büro ebenfalls in der Auguststraße.

Wenn sich die DDR auch immer mehr Mühe gab, ein geordnetes und gleichberechtigtes Verhältnis zum andern deutschen Staat aufzubauen, so hatte sie doch ein tiefes Mißtrauen gegen alle Verbindungen, die nicht direkt von ihr gesteuert und kontrolliert waren. Das wird deutlich an der Überwachung des Reiseverkehrs wie auch der Brief- und Telefonverbindungen. Es gab Personen der politischen Öffentlichkeit, die aus ganz persönlichen Gründen Herrnhut kennenlernen wollten oder von früher her Verbindung hatten: Jürgen Schmude, Hans-Jochen Vogel, Otto Bräutigam, der britische Botschafter Peter Foster und andere. Das wurde natürlich als Politikum gewertet und, wie inzwischen aus Stasipapieren hervorgeht, genau beobachtet.

Auf dieser Linie lag für den Staat auch unsere Beziehung zum Distrikt Bad Boll. Ein Beispiel: Im Jahre 1976 habe ich als Gäste in unserer Wohnung in Herrnhut 50 Westdeutsche, ebenso viele aus dem westlichen Ausland und 25 aus dem östlichen (meist CSSR) notiert. Da sind noch nicht die dabei, die wir im Vogtshof oder sonst in der Gemeinde begrüßten. Aus der Sicht der Bezirksverwaltung für Staatssicherheit Dresden sieht das so aus:

»Zur Nachweisführung einer feindlichen Tätigkeit der reaktionären Kräfte innerhalb der Direktion und der Synode der Evangelischen Brüder-Unität gemäß § 106, Abs.1 Ziffer 3 StGB sowie zur allseitigen Aufklärung des Charakters und des Umfangs der Verbindungen in das kapitalistische Ausland und in die Zentrale der EBU Bad Boll wegen Verdacht gemäß § 100 StGB werden folgende Maßnahmen zur operativen Bearbeitung des Vorganges eingeleitet:«

Zu diesen Maßnahmen gehört:

»Einsatz operativ-technischer Mittel: Über die Abteilung 26 der BV wird ein A-Auftrag zur Kontrolle der Telefongespräche der Direktion eingeleitet. T. 31.07.76«

Und ein paar Jahre später meint die Staatssicherheit:

»daß die engen Kontakte der EBU zu leitenden Kirchenvertretern und Regierungsmitgliedern in der BRD und im NSW die politisch-negative Haltung des G. gegenüber unserem sozialistischen Staat maßgeblich beeinflussen. Ein konkreter Ausdruck für die enge Bindung der EBU an die Direktion des Distrikts Bad Boll (BRD) ist die Einführung von Bischof G. am 2. März 1980 durch den Bischof Reichelt aus Königsfeld (BRD).«

Tatsache war sicher unsere enge Verbindung über den Eisernen Vorhang hinweg. Tatsache ist aber auch, daß wir es nicht als unsere Aufgabe ansahen, aktiven politischen Widerstand zu leisten. Daß es noch vor dem Jahr 2000 zu einem vereinigten Deutschland kommen würde, glaubte selbst während der ersten Jahre der Perestroika in der Sowjetunion kaum jemand ernsthaft, weder bei uns noch in Westdeutschland.

Immerhin habe ich zum brüderischen Gedenktag des 13. August im Jahre 1987 in der Predigt – der Text war der Schluß der Bergpredigt: Bauen wir unser Haus auf den Fels oder auf Sand? – folgendes gesagt:

»Habt ihr die beiden Mauer-Lösungen am Freitag und am morgigen Montag bemerkt? Da steckt einiges zum Meditieren drin sowohl über die Notwendigkeit als auch über die Vorläufigkeit von Mauern. Wir denken da alle gleich an 26 Jahre Berliner Mauer – ein Zehntel der Zeit seit 1727 –, aber es sind ja zunächst Worte an uns. Wo müssen wir uns abgrenzen, und wo müssen wir uns öffnen, über unsern eigenen Schatten springen?«

Die beiden Lösungsworte hießen:

»Ich suchte jemand unter ihnen, ob jemand eine Mauer ziehen und in die Bresche vor mir treten würde für das Land, damit ich's nicht vernichten müßte; aber ich fand keinen.« – »Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen.«

## 2. Die Ideologie

Das waren ein paar Streiflichter zum Thema Nation. Aber die DDR versuchte ja immer mehr, so gut oder schlecht es ging, sich in ihrem Selbstverständnis eben nicht von der Nation her zu definieren. Hieß in der Verfassung von 1949 das erste Wort Deutschland und war ausdrücklich von nur einer deutschen Staatsangehörigkeit die Rede, so ist dies in der neuen Verfassung von 1968 völlig anders; hier gibt es nur noch Bürger der Deutschen Demokratischen Republik. Und gleich im 1. Artikel wird festgelegt: Die DDR »ist die politische Organisation der Werktätigen in Stadt und Land unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei.« Diese Partei und der Marxismus kamen in der ersten Verfassung vorsichtshalber noch gar nicht vor. Religion und Kirche bekamen in der ersten Verfassung neun Artikel, in der zweiten gerade noch einen. So heißt auch »Brüdergemeine im Sozialismus« ein Dasein als christliche Gemeinde in einem von Ideologie durchtränkten Lebensraum. Ob in Schule oder Betrieb, in Zeitung oder Rundfunk, kommunaler Verwaltung oder Kulturbetrieb – überall kam der Anspruch hervor: Der Marxismus ist allmächtig, weil er wahr ist.

Es gab in den ersten Jahren durchaus Leute, die dies mit Überzeugung vertraten. Nach dem Zusammenbruch des Hitlerreichs sahen sie nichts Besseres. Aber der Marxismus wurde nie zu einer begeisternden Lehre für die Massen. Die Jugend lernte ihn als Weltanschauungsunterricht kennen. In der kirchlichen Jugendarbeit nahmen wir die Herausforderung bewußt an. Ich habe noch alte Vortragskonzepte, z.B. »Marxistisches und biblisches Menschenbild«, »Christusglaube und weltliche Heilsbotschaft«. Von der Auseinandersetzung besonders 1952/53 im Kampf gegen die Junge Gemeinde und dann ab 1955 um Jugendweihe und Konfirmation will ich nicht erst anfangen zu erzählen, das würde schnell den Abend füllen. Ich will mich auf zwei schriftliche Beispiele beschränken. Zunächst ein Abschnitt aus meinem Jahresbericht 1957 über die Herrnhuter Jugendarbeit:

»Unsere Jugend ist durch die marxistische Bekenntnisschule in die tägliche Auseinandersetzung gestellt. Im Schuljahr 1957/58 ist in der DDR der Grundsatz der 'sozialistischen Erziehung' als

Erziehungsziel proklamiert worden... Was heißt das aber? 'Sozialistische Erziehung heißt in erster Linie ideologischer Kampf. Deshalb müssen die politische Führung der Schulen, die Anleitung und Inspektion aller Einrichtungen und Organe der Volksbildung verbessert werden...' – In Herrnhut ist die Bildung einer tatkräftigen FDJ-Gruppe noch immer nicht gelungen, doch hat die Pioniergruppe unter dem Protektorat der Schule und der Leitung einer jungen und rührigen Pionierleiterin einige Fortschritte machen können... Wie stellt sich die Jugend zum Marxismus? Man hat den Eindruck, daß die heftige Ablehnung, die man fast überall findet, ... vor allem zwei Gründe hat: 1. die spontane Abwehrreaktion des Jugendalters gegen alles Aufgezwungene, 2. die neuerlichen wirtschaftlichen Krisenerscheinungen in der DDR... Die wirtschaftliche Überlegenheit der Bundesrepublik ist zu eindeutig, die Schäden und die Korruption in der hiesigen Planwirtschaft zu offensichtlich, als daß man sich noch die Mühe machte, eingehend zu prüfen, zu sichten, nach Gründen zu fragen. – Daß daneben die Jugend, ohne es zu wissen, manchen marxistischen Gedanken unbesehen übernimmt, daß sie darüber hinaus Lebensformen und Denkungsart aus der Proletarierbewegung zu einem gewissen Teil assimiliert, sowohl im positiven wie im negativen Sinn, liegt auf der Hand.«

Und einige Sätze aus einer Gnadauer Predigt 1966 an Konfirmanden:

»Ihr wachst in eine Zeit hinein, in der es immer weniger selbstverständlich wird, zur Kirche zu gehören. Christ sein wird nicht mehr heißen, in der großen Masse mitschwimmen... Sondern es wird heißen, sich eine eigene Meinung bilden und diese auch vertreten. Christ sein wird nicht heißen, einfach mitmarschieren, mitunterschreiben, mitmachen und gleichzeitig mitschimpfen. Sondern es wird heißen, mit Überlegung handeln, wissen, was man tut, wissen, warum man ja sagt und warum man nein sagt. Ich weiß, daß das nicht leicht ist und daß viele meinen, das ginge überhaupt nicht im Leben... Schwer ist es gewiß; und trotzdem: es gibt in unserm Land viele tausend Menschen, die an jedem Morgen von ihrem Herrn und Gott die Kraft erbitten: hilf uns, daß wir heute fest stehn und nicht fallen!... Wir nehmen heute euch Jungen und Mädchen keine Versprechungen ab, wie man es wohl früher bei Konfirmationen gehalten hat. Wir haben Sorge, wenn wir sehen, wie leichtfertig heute in unserm Volk Gelöbnisse gegeben, Unterschriften geleistet, ja Eide geschworen werden, und wenn wir hören, was viele wirklich denken über ihre Unterschrift bei irgendeiner Unterschriftensammlung, über ihr Jugendweihegelöbnis, über ihren Fahneid. Wir haben Sorge um unser Volk, wenn ein gegebenes Wort und Versprechen so niedrig im Kurs steht. Umso nötiger haben wir es alle, daß wir uns festhalten. Nur wenn wir uns ganz fest an unsern Herrn Jesus Christus halten, werden wir die nötige Festigkeit haben für die Belastungsproben, die auf uns zukommen.«

Wir haben uns als kirchliche Mitarbeiter, die nicht selbst unter den Belastungen standen wie die Schüler und Lehrlinge, manchmal gefragt, ob wir es verantworten könnten, in dieser Weise sie zu ermutigen, gegen den Strom zu schwimmen. Viele von uns haben es getan in der Hoffnung, daß so ihr Glaube gestärkt werden kann und daß sie zu Hause und in der Gemeinde Rückhalt für ihr Bekenntnis bekommen.

Schule und Militär waren die beiden Bereiche, in denen die Ideologie so konsequent wie nur möglich herrschen sollte. Darum fielen auch – im Unterschied etwa zum Gesundheitswesen – die Ministerien für Verteidigung, Volksbildung und Hochschulwesen als Gesprächspartner für die Kirchen so gut wie völlig aus. Eingaben und Beschwerden der Kirchen wurden – jedenfalls von diesen Behörden – meist ignoriert.

Ein Beispiel, das beide Bereiche betrifft, war die Einführung des Wehrkundeunterrichts an den Schulen. Eine Eingabe des damaligen Herrnhuter Predigers und Bischofs Günther Hasting an Frau Honecker als zuständigen Minister lief

ins Leere. Es gelang aber, wenn Eltern sich persönlich einsetzten, daß ihre Kinder vom Wehrkundeunterricht befreit wurden. Dies wurde freilich nur in seltenen Fällen versucht.

Von besonderer Bedeutung für Herrnhut wurden die Friedensdekaden der Evangelischen Kirchen jeweils im November ab 1980. Jahrelang wurden Lesezeichen und Leporellos mit Texten zur Friedensdekade in großer Auflage bei der Firma Winter gedruckt. Breite Wirkung ging von dem Bildsymbol mit der Umschrift aus Micha 4 »Schwerter zu Pflugscharen« aus. Namentlich die bei der Firma Dürninger als Textildruck hergestellten Aufnäher wirkten im Jahr 1982 in die Öffentlichkeit und sorgten für Aufregung.

In einem vom Minister unterschriebenen Rundschreiben an die Dienststellen der Staatssicherheit werden die »Bestrebungen feindlich-negativer Kräfte, in der DDR eine sogenannte staatlich unabhängige pazifistische Friedensbewegung zu etablieren«, beschrieben und Maßnahmen dagegen angeordnet. In einer Anlage zum Rundschreiben werden die Evangelische Brüder-Unität und die Dürninger-Stiftung genannt.

»Operativen Hinweisen zufolge lieferten die vorgenannten Einrichtungen allein dem Landesjugendpfarrer Bretschneider (Dresden) innerhalb eines Monats 110.000 Aufnäher und 52.000 Lesezeichen.«

Die Maßnahmen dagegen werden genau beschrieben und die damit beauftragten Stellen genannt. Dazu gehört auch ein Gespräch, das der Stellvertreter für Inneres des Vorsitzenden des Rates des Bezirkes Dresden mit der Leitung der Brüder-Unität zu führen hatte. Ich besinne mich auf dieses Gespräch in Dresden, zu dem ich mit Bruder Müller fuhr. Eine Abkündigung am Ostermontag im Herrnhuter Kirchensaal habe ich mir im Wortlaut aufgehoben:

»Da es jetzt auch hier vorgekommen ist, daß von einem Angehörigen der Staatssicherheit ein Jugendlicher aufgefordert worden ist, den Aufnäher 'Schwerter zu Pflugscharen' abzutrennen mit dem Hinweis, daß dies verboten sei, möchte ich in der Öffentlichkeit feststellen: es ist mir kein Verbot bekannt, es hat weder in den Zeitungen noch im Gesetzblatt etwas von einem Verbot gestanden. Es ist auch schwer einzusehen, wieso in der DDR ein biblisches Symbol in sowjetischer Darstellung verboten sein sollte. Noch immer hatten bei uns die Bekundungen des Friedenswillens den Vorrang gegenüber den Demonstrationen militärischer Macht. Dies muß auch so bleiben. Mindestens wir werden auch weiter, gerade in der Zeit erhöhter Spannungen, dieses zu sagen haben. Ich hoffe sehr, daß dies uns zu sagen auch in der Öffentlichkeit weiter möglich sein wird. Noch vor 2 1/2 Wochen bei einem Gespräch in Dresden hatten wir durchaus das Empfinden, daß man dies achtet. Und noch immer hoffe ich, daß Überreaktionen staatlicher Stellen in dieser Sache nicht das letzte Wort unseres Staates sein werden.«

Nun, das letzte Wort dieses Staates wurde acht Jahre später gesprochen; es war der Einigungsvertrag. Einigung mit dem ideologischen Gegner, Selbstaufgabe gerade in dem Punkt, der so lange als der wichtigste hingestellt wurde: im Marxismus-Leninismus.

Wenn man die Frage stellt: haben denn die Kirchen überhaupt Widerstand geleistet, so möchte ich antworten: gegen die Herrschaft der Ideologie ja. Nicht gewaltsame Revolution haben wir gepredigt, wohl aber den inneren Widerstand

gegen eine Weltsicht, die Gott leugnen und den Menschen auf den Thron setzen wollte. Ich will als Beispiel dafür aus einer Predigt von 1984 zitieren, über Offenbarung 15, 2-4, das Lied des Lammes, wo es heißt: »Du allein bist heilig! Ja, alle Völker werden kommen und anbeten vor dir.«

»Märtyrer heißt Zeuge, nicht Widerstandskämpfer... Das Zeugnis für den dreieinigen Gott wird dann zum Widerstand, wenn es auf eine andere Größe stößt, die sich selbst absolut setzt... Wo ist heute unser Zeugnis geboten, auch im Sinne eines Gegenzeugnisses? Ich möchte drei Bereiche nennen.

1. Wo eine Ideologie, Philosophie oder Religion sich in einem Lande absolut setzt, müssen Christen Widerstand leisten... Bei uns gibt es ja die marxistische Ideologie der staatstragenden Partei mit einem sehr weitgehenden Anspruch auch auf alle, die dieser Philosophie nicht anhängen. In Schule und Armee ist ihre Herrschaft nahezu total. Daher wird es wie in der Vergangenheit so auch weiterhin an dieser ideologischen Front Konflikte geben... Solange es heißen wird: der Geist der allmächtigen Lehre Karl Marx' hat die Grundlage für alles Geistesleben abzugeben, so lange wird auch der Widerstand nötig sein. Gottes heiliger Geist und ein absolut gesetzter menschlicher Geist, wie groß er auch sei, werden sich nie vertragen.«

Ich habe dann als zweiten und dritten Bereich, wo Widerstand geboten ist, den Mammon genannt und die Ausbeutung und Zerstörung der Schöpfung.

### 3. Die Kirche

Es ist heute üblich geworden, streng zu unterscheiden, ja zu trennen: Kirche als Institution und als Versammlung der Gläubigen. Ich kann sagen, daß dies in jenen vierzig Jahren von mir und wohl den meisten anderen, die ich kenne, nicht so empfunden wurde. Zwar war es für einen protestantisch geschulten Theologen theoretisch klar, daß die Kirche Jesu Christi mehr ist als die Summe der eingeschriebenen Mitglieder oder Beitragszahler. Und für den brüderischen Gemeindeneuerer war konkrete Gemeinde immer das reale Bezugsfeld, bedeutsamer als kirchliche Gremien und Verwaltungsbehörden. Aber wir wußten auch, daß die Gemeinde Jesu auf dieser Erde nicht existieren kann ohne Gebäude, ohne anerkannte Leitungsstrukturen, ohne eine wenn auch stets zu überprüfende Kirchenordnung, also in einem klaren institutionellen Rahmen.

Wir haben nach dem Krieg als Studenten viel diskutiert über die Existenzberechtigung der Brüdergemeine. Aber dann haben wir gesehen, daß es so viele Aufgaben für unsere kleine Kirche gab, daß wir gar nicht anders konnten als uns zur Verfügung zu stellen. Was zu tun war, war sicher meist ähnlich wie in anderen Kirchen. Aber es waren auch Aufgaben dabei, die wir nicht einfach an andere delegieren konnten, wie die Losungen oder die Kontakte und Hilfen für überseeische Provinzen der Unität. Wir wurden ermutigt – wie etwa vom Generalsekretär des Kirchentages, Bruder Heinrich Giesen, der uns zurief: »Wenn ihr die Brüdergemeine auflöst, dann gründe ich morgen eine neue!«. Wir sahen, daß wir auch unter DDR-Verhältnissen manches für die anderen Kirchen tun konnten, unter anderem wegen unserer Kleinheit und unserer Verbindungen nach draußen. Die Tätigkeit der Brüder Vogt, Heinrich Meyer, Hickel, der Ge-

schwister der Finanzdirektion und der Diakonie mit vielen Mitarbeiterinnen und freiwilligen Helfern wären hier in eigenen Kapiteln ausführlich zu beschreiben.

Ist alles dies nun Geschichte der Institution Kirche oder der Gemeinde Jesu? Ich kann hier nicht trennen. Ich und viele andere ebenso haben unsere kleine Kirche erlebt als Heimat und als Freiraum, also als einen Bereich, in dem man geborgen leben und etwas Sinnvolles tun kann. Ich besinne mich auf den Besuch einer Gruppe Germanistikstudenten aus Bremen, die ich in Herrnhut zu führen hatte. Sie hatten von Goethe, der schönen Seele und der Herrnhuterei gehört und wollten an Ort und Stelle mehr erfahren. Ich gab mir Mühe, Herrnhut nicht nur als Relikt aus dem 18. Jahrhundert, sondern als einen sehr gegenwärtigen DDR-Ort mit sozialer und wirtschaftlicher Arbeit darzustellen. Aber der Eindruck einer Studentin ist mir erinnerlich, die gegen Schluß der Führung fragte: »Leben Sie hier nicht doch auf einer Insel?«. Meine spontane Entgegnung war: »Falls das so ist, meinen Sie nicht, daß es in unserer Welt viel mehr solcher Inseln geben müßte?«

Wir haben uns gewiß manchmal die Frage gestellt, ob wir uns zu viel oder zu wenig von der uns umgebenden Welt abgrenzen. Zu viel, indem wir uns in ein freiwilliges Ghetto begeben und damit auch nicht mehr in die Welt hineinwirken können. Zu wenig, indem wir Dinge hinnehmen, die unrecht sind, ohne laut zu protestieren. Eine Pauschalantwort gab es nicht; wir mußten lernen, immer neu zu entscheiden.

Bei allen Einschränkungen hatten wir für die Verkündigung des Evangeliums, für diakonischen und sozialen Einsatz einen Freiraum, der erheblich größer war als in fast allen sozialistisch regierten Ländern. Bei einer Mitgliederzahl von etwa 3000 hatten wir in unseren diakonischen Einrichtungen einschließlich Emmaus an die 1000 Betreuungsplätze für Alte, Kinder, Kranke, Behinderte und Gäste. Wenn wir Menschen in gemeindliche und diakonische Stellen beriefen, mußten wir nicht anfragen, ob sie auch dem Staat genehm waren. Es gab Gespräche mit Vertretern des Staates und der Nationalen Front (der Dachorganisation der Parteien und anderen staatsnahen Verbände), aber keinen Befehlsempfang. Die Jugendarbeit, auch übergemeindlich, war uns immer besonders wichtig. Hier wurden immer wieder versuchte staatliche Behinderungen erfolgreich abgewehrt, namentlich bei der Veranstaltungsverordnung, die z.B. die Dauer der Rüstzeiten auf wenige Tage beschränken wollte. Da wir nachweisen konnten, daß Rüstzeiten wirklich biblischer Zurüstung dienten und kirchlichen Charakter hatten, ließen wir es lieber auf Geldstrafen ankommen, als uns in Art, Zeit und Gestaltung hineinreden zu lassen. Der Staat gab an dieser Stelle nach einigen Jahren nach, ließ uns gewähren, obwohl die Verordnung offiziell nicht aufgehoben wurde.

Zu den erfreulichen Erinnerungen gehört auch ein geistlicher Aufbruch in der Jugend, der nach 1970 begann. Er hatte zunächst den Charakter einer innerkirchlichen Erneuerungsbewegung. Persönliche Hingabe an Christus, Bibelstudium, Beichte und Lossprechung, Gemeinschaft in kleinen Gruppen und bei häufigen Treffen, neue Lieder und gleichzeitig Entdecken des Gesangbuches gehörten zu den Kennzeichen. Damals hatte eine erste charismatische Welle die DDR erreicht, der

es um innere Erneuerung in den Kirchen ging. Eine ganze Reihe unserer heutigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Gemeinden und Diakonie haben damals wichtige Anstöße für ihr Leben und ihren Dienst empfangen. Zur Krise kam es um 1980, als einige, besonders in der Tauflehre, einen eigenen Weg gingen. Auch fand der Ruf, aus den »toten Kirchen« auszuziehen, bei einer kleinen Zahl Gehör.

Wenn ich nicht schon so viel erzählt hätte, wäre jetzt noch ein Kapitel mit Höhepunkten anzufügen, die ich miterlebt habe: Bau und Einweihung des Herrnhuter Kirchensaals ganz am Anfang und des Förderungszentrums 25 Jahre später; Gemeintage, vor allem um 1960 und in den 80er Jahren; das Jahr des Unitätsjubiläums 1957, Festspiel und erste Begegnungen mit tschechischen Geschwistern; Anstalts- und Gemeinjubiläen in Gnadau; die Unitätssynode in Herrnhut 1981. Daß wir so zusammenkommen, arbeiten und feiern konnten, ist mir noch nachträglich erstaunlich und ein Grund zum Dank gegen Gott und Menschen.

Mag sein, daß mancher meine Darstellung der Brüdergemeine im Sozialismus als zu positiv empfindet, vielleicht als geschönten Erfolgsbericht. Aber ich wollte ja Erinnerungen weitergeben, und zu ihnen gehören für mich diese ganz positiven Seiten. Ich weiß auch, daß das nicht etwa nur die Sicht eines Kirchenfunktionärs ist, sondern daß viele Geschwister, ältere und jüngere, ähnliche Erinnerungen haben. Die Gemeinde – und eben auch unsere Brüderkirche und -gemeine – war Heimat und Freiraum, in dem man leben und atmen konnte. Wie viel wir in diesen 40 Jahren falsch gemacht haben, was wir den Menschen an Zuwendung schuldig geblieben sind, auch den Menschen auf der anderen Seite der Weltanschauungsbarrikade, wo wir unsere Sicherheit oder unsern Ruf höher geachtet haben als die Nachfolge Jesu, das können wir hier und da ahnen. Die Erinnerung läßt unsere eigene wertige Person ja meist in einem freundlichen Licht erscheinen. Gottes Urteil wird uns wohl auch anderes aufdecken. Ihn bitte ich, daß er uns, die wir in sozialistischer Umgebung seine Gemeinde sein wollten, ein gnädiger Richter sei.

### Theodor Gill, Moravian Church in Socialism: Experiences of Forty Years

After 1945 a socialist state was established in the eastern part of Germany. The border between two power blocks ran straight through the Moravian Church's European Continental Province. Herrnhut and a number of other Moravian congregations lay in the socialist-ruled German Democratic Republic and were confronted with a totalitarian state. The author, who experienced these years personally and was a member of the Provincial Board from 1971 until 1990, studies the following questions: How did the Moravian Church conduct itself in this socialist state? What was the Moravian Church's relationship to the West? How did Moravians behave in a state which regarded its Marxist ideology as absolute? How did members of the Moravian Church experience their church?